

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o. 52.

Siebenter Jahrgang.

31. December 1863.

Der Sterbende.

Sonett.

Wie Moses einst von Nebo's Gipfel schaute
Und, nach der weiten Wand'ring durch die Wüste,
Das langersehnte, theure Land begrüßte,
Wo lang' Verheiß'nes segnend niederthaut:

So wend' ich, da mein Lebenstag ergraute,
Dir milden Blicke von dem Schangerüste
Der Erdenwelt, hinüber nach der Kiste
Des Paradieses, d'rauf ich gläubig baute.

Es sprach der Herr zu Moses, seinem Knechte:
Es soll, da Du besungen einst in Sünden,
Dein Blick in's Land nur, in's gelobte, gleiten.

Und mir, der ach! so oft verschmäht das Rechte:
Mir naht sein Engel, Gnade zu verklären;
Und Heil mir, Heil! ich darf hinüber schreiten.

Ludwig Westrum.

Die drei Kameraden.

Original-Novelle von Leopold Korbeck.

(Schluß.)

Gegen drei Monate waren bereits seit dem Morde verlossen. Die drei Kameraden lebten gerade so, wie immer. Man sah sie nicht mehr ausgeben, als dies bisher geschehen war, keine Einkäufe machen und nichts vorleihen, was sie nur im mindesten in den Augen ihrer geheimen Beobachter verdächtigen konnte. Sie spielten im Gastlokale sogar seltener, als früher und schienen ordentlicher und fleißiger geworden zu sein.

„Brüder!“ sagte eines Abends Florian, als sie allein in ihrem Schlafzimmer waren und nebenbei auch kein Passagier einquartirt lag, „unsere Sache ist bereits so gut, wie gewonnen. Es geht nichts über die Klugheit. Der Verdacht, der sich gegen uns erhoben, verliert sich täglich mehr, auch nicht das geringste kann uns zur Last gelegt werden, aber wir müssen bis an's Ende mit unserer klugen Vorsicht ausharren. Nur noch eine kurze Zeit, etwa bis zu Neujahr, bleiben wir hier, dann ziehen wir vereint in irgend eine größere Hauptstadt und fangen dort mit unserem Gelde ein Geschäft an.“

„Ich halte es nicht aus, wenn das nicht bald geschieht, ich laufe auf und davon,“ versetzte der Ältere der Brüder.

„Was hast Du denn?“

„Sage, was Du willst, Florian, lache mich aus, aber ich lasse mir's nicht nehmen. Ich träume jetzt fast jede Nacht vom — Du weißt, wen ich meine! Ich sehe sein brechendes Auge auf mich gerichtet, wie damals, als Anton Licht gemacht hatte — hu! es ist schauerlich! Dann kommt es mir vor, wenn ich im Schweiß gebadet erwache, als ob Jemand im Zimmer da drin auf- und abgehe. Meine Ruhe, mein Schlaf sind hin!“

„Und ich kann beschwören,“ warf Anton ein, „daß ich den Fremden angekleidet und mit seiner Reisetasche in der Hand an der Schwelle dieses Zimmers stehen sah, als neulich der Mond so hell schien, ich sagte Euch aber nichts, weil ich Euch nicht erschrecken wollte und ausgelacht zu werden fürchtete.“

„Meint Ihr, mir ginge es besser?“ sagte Florian geheimnißvoll und vor Frost sich schüttelnd. „Ich leide Höllequalen vor dem Gespenste des — des Fremden. Ist schon wollte ich Euch wecken. Ich schämte mich und fürchtete zugleich Euer Vorwürfe. O ich erst, ich! Immer träumt es mir vom Wasser, das rauscht schauerlich in meine Ohren. Da taucht aus demselben drohend der Todte auf, seine Augen sind starr auf mich gerichtet, dabei zeigt er mit der Hand nach einem Hügel — Brüder, Ihr wißt ihn. Dieser Hügel aber ist der Ort, wo man Verbrecher — ach, Ihr errathet, was ich sagen will. Anton glaubt den Schrecklichen nur an der Schwelle gesehen zu haben — ich, ich habe ihn fast allnächtlich an meinem Bettende — aber wißt Ihr, wir kaufen uns von morgen an ein Nachtlicht und in wenigen Wochen reisen wir fort. In die Ferne wird uns das grauenvolle Bild nicht folgen, es bleibt an dieses Lokal gebannt, und Fremde werden es nach uns auch sehen.“

Die drei Verbrecher, von solchen schrecklichen Träumen und Einbildungen, den Ausgeburten ihres bösen Gewissens, gefoltert und ganz niedergedrückt, beschloßen ohne Verzug einen passenden Vorwand zu ihrer Auswanderung zu suchen und sobald als möglich, sich fortzubeben.

Arnold Braun war in dieser Zeit in die Stadt gekommen, um bei der Polizeibehörde nach dem Erfolge der Nachforschungen zu fragen. Leider konnte man nicht viel Tröstliches berichten. Der junge Mann hielt sich indeß in seinem Innern überzeugt, daß Niemand Mörderer, als die drei jungen Leute seinen guten Vater erdroffelt haben mußten, so wenig sich dieses auch beweisen ließ. In seinem gerechten Schmerz um den Vater ließ er in die Lokalzeitung folgendes einrücken:

„Anbot!

Dreihundert Thaler Demjenigen, der durch irgend Etwas auf die Spur des Mörders meines Vaters leiten kann, der am 10. September d. J. an der Wehre der großen Stadtmühle mit unlängbaren Spuren früherer Erdrosselung und seines Geldes beraubt aus dem Wasser gezogen wurde. Der Betrag kann nach Richtigkeitstellung der Anzeige sogleich bei der Polizeidirection allhier behoben werden.

Arnold Braun.“

Der unmittelbare Nachbar des Gasthauses „zum weißen Bod“, der Landrath Heißler, ein sehr angesehener, geachteter Justizmann, der im ersten Stocke des angrenzenden Hauses wohnte, aber seit dem Herbstanfang zu seinem Bruder in eine entfernte Provinz mit Urlaub gereist war, erschien eines Abends wieder im „weißen Bod“.

Von allen Seiten als ein verehrter Stammgast begrüßt, dankte er freundlich den Bekannten, sprach aber nicht viel und schien in sich gekehrt und ernst geworden zu sein, obgleich man ihn als einen jovialen Junggesellen kannte. Als er sich endlich empfahl und gerade auch der Wirth hinausging, nahm er ihn draußen bei Seite und sprach längere Zeit mit ihm.

Des andern Tages meldete sich Landrath Heißler im Bureau des Polizei-Directors. Als er nach den gewöhnlichen Begrüßungen Platz genommen hatte, hob er an: „Ich war auf drei Monate mit Urlaub außer Land und bin erst gestern früh zurückgekommen. Der in der Zeitung enthaltene Anbot von 300 Thalern Demjenigen, der etwas Näheres über die Ermordung des Kaufmanns Braun anzugeben weiß, frische bei mir eine Erinnerung auf, die vielleicht ein Licht in dieser Sache aufstecken könnte.“

„Sie machen mich sehr neugierig, verehrter Herr Landrath,“ entgegnete der Polizei-Director.

„Vorerst muß ich bemerken, daß es mir hier nicht etwa um das Geld zu thun sei. Ich wünsche nur der Justiz einen Dienst zu erweisen, wie es auch meine Pflicht ist. Führt meine Anzeige zu einem befriedigenden Resultate, so schenke ich die 300 Thaler den Armen.“

„Fahren Sie fort, ich bitte Sie!“

„Der Verunglückte, sagen wir: der Ermordete, wurde nach der Notiz in der Zeitung am 10. September aus dem Wasser gezogen und soll im „weißen Bod“ übernachtet haben, wie ich erfuhr. Ich wohne im nebenstehenden Hause. Auf den 6. September früh war meine Abreise festgesetzt. In der Nacht konnte ich nicht schlafen. Ich machte ein Fenster auf, weil es mir vorkam, es sei schwül im Zimmer und stand eine Weile an demselben. Oben wollte ich mich wieder niederlegen, als ich das Geräusch eines kleinen Wägelchens, offenbar von einem Menschen gezogen, hörte, welches die Gasse hinaufkam und sich meinem Fenster näherte. Das Fuhrwerk blieb fast gerade unter meinem Fenster stehen. Ein Mann trat nun gegen das Gasthaus zu und hüstelte. Da kam es mir vor, als wenn über ein Fenster des Gasthauses etwas hinabgelassen worden wäre. Sehen konnte ich nichts, nur glaubte ich das Schnurren eines Strides zu hören. Bald vernahm ich schwere Schritte und gleich darauf wurde eine plumpe Last auf den Wagen gelegt und derselbe setzte sich gegen das Stadthor in Bewegung. Ich legte mich hierauf nieder, indem ich mir einredete, daß ich mich doch getäuscht haben müsse, und daß man wohl die Last durch das offen gelassene Hausthor wird aufgeladen und fortgeführt haben. Nichts Arges vermuthend, schlief ich ein, bis mein Kutscher kam, mich zu wecken, worauf ich fortreiste und der Sache nicht mehr gedachte. Als ich gestern zurückkam und mir das bewusste Ereigniß erzählt wurde, als ich mir's dann zusammensetzte, daß die Leiche nach 4 Tagen (vom 6. bis 10.

September) im Wasser aufgefunden wurde, so stimmt der Zeitpunkt ganz zusammen. Wie denn, wenn damals doch die Leiche und zwar durch das Fenster erpedit worden wäre?“

„Wenn das geschehen ist, so sind die Brüder Schulz und Florian Raud die Mörder, sonst Niemand,“ meinte der Director. „Jetzt käme es darauf an, dieses herauszubringen. Ich werde mich zum Präsidenten des Landesgerichtes begeben, dann soll die weitere Berathung über diesen Fall folgen. Nehmen Sie, Herr Rath, einstweilen meinen besten Dank für diese Mittheilung.“

Landrath Heißler, so wie der Wirth vom „weißen Bod“ wurden noch desselben Tages zur Polizeidirection vorgeladen. Es wurde da Vieles besprochen und beraten, und man trennte sich erst als es dunkelte. Der darauffolgende Morgen war ein Samstag, und es fand sich des Abends eine große Anzahl von Gästen im „weißen Bod“ ein. Der Wirth hatte geschlachtet und seine Würste geossen ein gewisses Renommée in der Stadt. Auch der Landrath Heißler fand sich ein. Mit ihm kam der Magistratsrath Winkelmann, sein vieljähriger Freund und Eigenthümer des Hauses, in dem der Landrath wohnte.

Wie von ungefähr waren nach und nach mehrere Polizei-Agenten einzeln in die Gaststube getreten und hatten an einem Tische Platz genommen. Die drei Kameraden saßen, wie gewöhnlich, um ihren Tisch beim Ofen und waren mit einem Birten im Kartenspiel begriffen.

Als einige Stille eintrat, sagte Magistratsrath Winkelmann laut zum Landrath: „Sie waren jetzt lange fort. Haben Sie schon von dem gräßlichen Morde gehört, der bei der Stadtmühle draußen verübt worden ist?“

„Ja, ich habe davon gehört gleich nach meiner Zurückkunft, und gerade dieses Haus steht mit dem Morde im Zusammenhang,“ antwortete Landrath Heißler.

„Wie so?“ fragten Einige.

„Nun, hat der Ermordete nicht hier übernachtet, Herr Wirth?“

„So ist es leider!“ sagte dieser dumpf.

„Übernachtet wohl,“ wandte Herr Winkelmann ein, „aber der Mord geschah am freien Felde vor der Stadt früh Morgens, und die 300 Thaler, die der Sohn dem Entdecker des Mörders anhielt, werden wohl nie verdient werden.“

„Hm! wer weiß?“ warf der Landrath mit scharfer Betonung ein, indem er nach dem Tische beim Ofen blickte.

Die Spieler wurden bei diesen Worten aufmerksam und hielten mit dem Fortspielen ein.

„Was möchten Sie dazu sagen,“ fuhr der Rath Heißler zum Magistratsrath gewendet fort, „wenn diese 300 Thaler schon so gut wie verdient und zwar sehr leicht verdient wären?“

„Von wem?“

„Von mir selbst!“ —

Alles sah theils ungläubig, theils von spannender Neugierde brennend auf den Sprecher, und eine Stille trat ein, wie in der Kirche.

„Herr Landrath waren ja außer Land und hörten nur von dieser Geschichte, wie wäre es möglich, daß gerade Sie hinter das Geheimniß gekommen wären?“ sagte ein neben ihm sitzender Gast.

„Wohl war ich verreist, allein in der Nacht, als der Mord geschah, war ich gerade noch hier.“

„In der Nacht?“ fragten Mehrere zugleich. Man konnte sehen, wie die drei Spieler beim Ofen erblickten.

„In der Nacht, sage ich, und zwar gerade hier ober uns!“ —

Dem Florian fielen bei diesen Worten die Karten aus der Hand.

„Wie Sie Alle wissen, wohne ich nebenan im ersten Stock. Der Mord hat hier oben stattgefunden und ich sah die Leiche des Ermordeten Nachts gegen zwei Uhr über das Fenster hinablassen und auf einem Handwagen fortführen.“

„Schrecklich, schrecklich, entsetzlich!“ schrie die Gesellschaft.

„Und die Mörder sind nicht weit, ja, sie sitzen unter uns!“ rief mit starker Stimme der Landrath aufstehend und mit der Rechten nach dem Tische beim Ofen weisend. „Ergreift im Namen des Gesehes den Florian Raud und die Brüder Schulz!“ —

Als die Polizei-Agenten von ihren Sigen aussprangen, öffnete sich gleichzeitig die Gastzimmerthüre und zehn Bewaffnete drängten herein. Man hatte auf Widerstand, vielleicht auf eine blutige Verteidigungsscene gerechnet. Von allem Dem geschah nichts. Drei bleichen, leblosen Statuen gleich, saßen die drei Verbrecher nach der schrecklichen Anklage des Landrathes freideweis da. Endlich erwachte Josef Schulz aus der Lethargie des Schreckens und sagte, seine Hände haltend: „Hier bin ich!“

„Und ich!“ rief sein Bruder.

„Auch der Schuldige, der Verfänger dieser Zwei will nichts läugnen. Die Anklage ist wahr, hier sind meine Hände!“ sprach Florian. „Das Gespenst hatte recht; dort, wo es hinzeigte, dort kann ich es verjöhnen,“ murmelte er zwischen den Zähnen.

Jetzt war die Reihe der Erstarrung auf die Gäste übergegangen. Sprachlos starrten Alle auf die Bezeichneten hin, die, den Blick gesenkt, mit Ketten gefesselt wurden. Man hörte außer dem Kettengerassel nicht einen Laut.

Als diese vom Gesehe befohlene Nothwendigkeit vollzogen war, umgaben Soldaten die drei schwer Gefesselten und verließen mit ihnen die Gaststube, gefolgt von den meisten Gästen, die dem Wirthe „Ich zahle morgen!“ zuriefen.

Landrath Heißler hatte als Menschenkenner und Justizmann richtig gerechnet. Obwohl er keine Gewißheit, nur Vermuthung des Geschehenen hatte, so wagte er doch, die Anklage direct auszusprechen und zu sagen, er habe die Transportirung des Leichnams gesehen und gehört. Nur dieses determinirte Auftreten eines bekannten Kriminalrichters konnte die Ungewißheit heben, die über dem Geheimniß schwebte. Schon als er anhub: Der Mord sei in der Nacht geschehen, beobachtete er ganz gut das Erblichen und Erzittern der Schuldigen. Jetzt war er seiner Sache gewiß, darum trat er mit solcher Entschiedenheit auf, die zur vollkommensten Lösung dieser Frage führte.

Die Verbrecher gestanden sogleich und reumüthig den begangenen Mord. Es war rührend zu sehen, wie Florian sich bemühte, seine zwei Gefährten als ganz schuldlos darzustellen und auf den Knien bat, die Brüder zu entlassen, da sie weder den unseligen Entschluß gefaßt, noch ausgeführt, sondern ihm nur als treue Freunde etwas geholfen haben. „Die That ist sein,“ beharrte er, „und ein Opfer sei genug.“

Alle gaben die Orte genau an, wo sie ihr Geld und die Brätiosen verborgen hatten. Man fand das ganze geraubte Gut bis auf einen Pfennig. Das sogleiche reumüthige Geständniß, der Umstand, daß der ganze Raub zurückgegeben werden konnte und die sichtbare Reue erweckten den Verbrechern die Theilnahme der Stadt und der Richter selbst. Letztere mußten sich jedoch an den Buchstaben der Gesehe halten.

Das Urtheil ließ bei solchem Sachverhalte nicht lange auf sich warten. Dasselbe lautete bei Florian Raud und Josef Schulz auf den Tod durch den Strang, bei Anton Schulz auf 20 Jahre schweren Kerker. Als diese Urtheile von der höchsten Justizstelle mit der verhängnißvollen Klausel: „Kund

zu machen und zu vollziehen!“ herabgelangten, ging die menschliche Gerechtigkeit ihren Gang. Florian Raud und Josef Schulz starben reumüthig und entschlossen, und baten an letzter Stelle alle Anwesenden, sich an ihrem traurigen Endschicksal zu spiegeln. Anton Schulz kam auf eine Festung, wo er schon nach drei Monaten der Reue und dem Grams erlag. Landrath Heißler schenkte die 300 Thaler, wie er es versprochen hatte, dem Armenfonde.

Die neuen Wetterpropheten.

„Ein fürchterlicher Sturm im Anzuge,“ telegraphirte Admiral Fitzroy am 1. Dec. von London nach allen Küstenplätzen. Dort wurden Lärmzeichen gegeben und die Schiffer und Fischer konnten sich nun vor Schaden hüten. Diese Vorberbestimmung und Vorhermeldung von Stürmen ist ein menschenfreundlicher Fortschritt, den die Wissenschaft der Praxis an die Hand gegeben hat. Wie es möglich ist, daß man den Wetterpropheten, die vom hundertjährigen Kalender her im übelsten Rufe stehen, eine sichere Grundlage geben kann, wollen wir mit wenigen Worten erklären. Das Hauptmittel dazu ist das Barometer, aber dieser Hausfreund ist nicht untrüglich, wenn man sich allein auf ihn verläßt. Die Quecksilbersäule kann auf „schön Wetter“ stehen und es kommt doch ein Sturm aus Norden, denn sein Steigen und Fallen zeigt bloß die Schwere oder Leichtigkeit der Luft an. Da nun die Luft bei nördlichen Winden kälter und schwerer ist, als bei südlichen, so steigt die Quecksilbersäule bei Nordwind, wenn dieser gleich in der nächsten Stunde zu einem Sturm anwachsen wird. Will man daher bei Wetterbestimmungen sicher gehen, so muß man auch das Thermometer beobachten und andere charakteristische Luftverhältnisse berücksichtigen, namentlich aber das Geseh der Stürme und Winde kennen, das unser Dove zuerst ermittelt und der Engländer Reid weiter ergündet und den Seefahrern so erklärt hat, daß sie jeden Sturm voraus wissen und ihm, wenn sie nicht eine Küste unter dem Winde haben, ausweichen können. Alle Sturmarten, die Reid nach den Schiffstagebüchern entworfen hat, zeigen dieselbe Erscheinung: Der Orkan bewegt sich wirbelnd in einer bestimmten Richtung vorwärts. Diese ist dieselbe bei den mexikanischen Vortos, wie bei den westindischen Tornados, wie bei den Teifuns der chinesischen und japanischen Meere. Sie ist auch dieselbe bei den Stürmen, die über die Meere und Länder unserer Breiten dahingehen.

In verschiedenen Ländern hat man Einrichtungen getroffen, alle Wetterbeobachtungen zwischen Ort und Ort auszutauschen. Im Gebäude des Smithsonian'schen Instituts in Washington laufen jeden Morgen Wetterberichte aus allen Theilen der Union ein und werden auf einer im größten Maßstabe entworfenen Landkarte sofort übersichtlich zur Anschauung gebracht. Aus dieser Zusammenstellung kann man das Wetter auf drei Tage mit Sicherheit voraussagen. Ist ein Sturm im Anzuge, so wird er den Küstenplätzen angekündigt. Diese Einrichtung wurde unter den europäischen Ländern zuerst von Holland nachgeahmt. Seit 1860 erhält eine in Utrecht errichtete Wetterwarte aus Orbnigen, Nieuwe-Diep, Bliessingen und Mastricht die Wetterbeobachtungen telegraphirt und meldet alle bedrohlichen Mittheilungen an die Häfen. Im Herbst desselben Jahres ist England nachgefolgt. Centralpunkt ist die Londoner Wetterwarte unter Admiral Fitzroy. Zwischen acht und neun Uhr Morgens treffen Telegramme ein aus Liverpool, Dartmouth, Hull, Aberdeen, Penzance, Portsmouth, Queenstown, Cork, Galway, Valentia und den französischen Canalhäfen, welche den Stand des Barometers, des trockenen und befeuchteten Thermometers, die Richtung und Stärke des Windes, die Bewölkung und das

Aussehen des Himmels melden. Zwischen zwei und drei Uhr Mittags treffen gleiche Telegramme von Amsterdam, Kopenhagen und Lissabon ein. Die sämmtlichen Beobachtungen von den genannten Orten werden nun registrirt und damit ist bei gewöhnlichem Wetter die Tagesarbeit gethan. Wird aber ein Sturm oder ein Anzeichen desselben gemeldet, so telegraphirt die Londoner Wetterwarte an die zahlreichen Stationen längs der ganzen Seeküste, damit diese an passenden Stellen Warnungssignale für die Schiffe und Fischerboote draussen in See geben. Hierbei leistet die Küstenwache treffliche Dienste. Ihre Stationen, die gegen den Schmuggel bestimmt sind, liegen einander so nahe, daß sie sich am Tage mittelst Flaggen und bei Nacht durch Laternen Zeichen geben können. So läuft eine Nachricht binnen wenigen Minuten von Wetterwarte zu Wetterwarte und von Küstenstation zu Küstenstation. In die Fischer und Seefahrer aller Häfen sind Erklärungen der Sturmsignale und Verhaltungsmaßregeln in Tausenden von Exemplaren vertheilt. Die Signale selbst sind so einfach, daß der schlichteste Verstand sie faßt und ein Mißverständnis unmöglich ist. Der ganze Apparat besteht aus einer Signalfange, die an einem weithin sichtbaren Orte errichtet ist, einem Flaschenzuge und einem viereckigen und zwei dreieckigen Körpern von hinreichender Größe, um draussen in die Augen zu fallen, wenn sie an der Signalfange in die Höhe gezogen werden. Erscheint dort oben etwas, so weiß der Schiffer und Fischer immer, daß ein Sturm kommt; aus welcher Richtung derselbe zu erwarten ist, sagt die Form des aufgezogenen Gegenstandes. Erscheint ein Viereck allein, so bedeutet es: Südlich, ein Dreieck mit der Spitze nach oben: Norden, ein Dreieck mit der Spitze nach unten: Osten, das Viereck mit einem Dreieck darüber: Westen. Auch Frankreich und Scandinavien haben Sturmsignale eingerichtet.

Literatur.

„Brieflicher Unterricht“ für Erwachsene im Französischen und Englischen nach der Methode Lousaint-Langenscheidt. Französisch von Prof. Charles Lousaint und G. Langenscheidt, Mitglied der Gesellschaft für neuere Sprachen. Englisch unter Mitwirkung des Dr. Karl v. Dalen, von Prof. Henry Lloyd und G. Langenscheidt u. s. w. 8. Auflage. (Leipzig, Rud. Hartmann.)

Es wäre unnütz, über die Bedeutung der französischen und englischen Sprache und über die Nothwendigkeit der Erlernung derselben viel Worte zu finden und damit Zeit zu verlieren; so viel steht fest, daß diese beiden Sprachen dem bei weitem größeren Theile der Gebildeten ein täglich sich äufferndes Bedürfnis geworden, und daß somit diesem Streben, Kenntnisse in dieser Richtung zu verbreiten, die vollste Aufmerksamkeit zuzuwenden ist. Man ist es freilich leider gewohnt, in jenen vielverheißenden Ankündigungen von Werken, durch deren Studium — ja man möchte fast glauben, schon durch deren Anschaffung — das Lesen, Schreiben und Fertigsprechen fremder Sprachen in kürzester Zeit ohne Hilfe eines Lehrers erlernt werden soll, nichts anderes zu erblicken, als das Injunctum des beliebten Grundsatzes: mundus vult decipi, ergo decipiat. Sievon hat uns jedoch das vorliegende Werk höchst angenehm enttäuscht. Die Verfasser selbst geben sich keineswegs Mühe, das Publikum glauben zu lassen, als sei es möglich, durch den todten Buchstaben das lebendige Wort in jedem Falle erlernen zu können; nur da, wo es an wirklich tüchtigen Lehrkräften fehlt, wollen sie mittelst ihrer Methode für den Selbst-Unterricht diesen Mangel unmerkbar machen.

Die ersten drei Briefe setzen uns in die Lage, die Wege zu erkennen, auf welchen die Verfasser an's gewünschte Ziel zu führen versprechen. Die Theilung des ganzen Unterrichtsstoffes in Briefe erscheint uns schon von vorneherein als eine höchst glücklich gewählte Form. Sieht nämlich der auf das Selbststudium Angewiesene ein voluminöses Buch vor sich, durch das er sich ohne Unterstützung, nur mit eigenem Fleiße hindurchzuarbeiten hat, — in wie vielen Fällen wird er nicht den Muth sinken lassen und das kostspielige Buch unbenützt zur Seite schieben; oder er wird ohne Rast und Ruhe dem Ende zuzueilen streben, dabei vieles, als unbedeutend und selbstverständlich betrachtend, außer Acht lassen, und zuletzt sich nur ein

flüchtiges, halbes Wissen erworben haben. Diesen beiden Nachtheilen ist durch die Form von Briefen, welche einzeln in bestimmten Zeiträumen dem Lernenden zugeendet werden, ein Damm gesetzt.

Die größte Schwierigkeit, die sich dem Selbststudium fremder Sprachen entgegen stellt, bleibt immer die Aussprache. In der Lösung dieser Aufgabe haben gewiß die Verfasser dieser Sprachbriefe bis jetzt Unübertroffenes geleistet. Mit einem seltenen Fleiße und einer bis ins kleinste Detail eingehenden Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit ist die Art und Weise erklärt, vermöge deren alle der deutschen Sprache unbekanntem Laute durch die Sprachorgane herbeigebracht werden können. Dadurch allein hat sich diese Arbeit eine Stellung in den vorbesten Reihen ähnlicher Arbeiten gesichert. Aber auch die Grammatik ist in einer für den reiferen Verstand so passender und zugleich unterhaltenden Weise durchgeführt. Die Grundlage für den Unterricht bildet nämlich ein interessanter Roman, an welchem die Gesetze der Sprache, die Conversation und der schriftliche Gedankenausdruck gelehrt wird. Für das Französische ist *Atala* von Chateaubriand gewählt, für's Englische die sinnige und aus dem Volksleben Englands gewonnene Erzählung: *A Christmas Carol* in Prose von Dickens.

Die Gesamtaufgabe, welche sich die Verfasser gestellt haben, ist endlich um so mehr eine äußerst mühevoll geworden, als sie nicht allein auf Popularität Ansprüche erheben wollten, sondern auch auf Wissenschaftlichkeit. Inwieferne dieser doppelten Forderung durchwegs Genüge geleistet ist, vermögen wir aus den Anfängen des Werkes nicht mit Bestimmtheit zu beurtheilen, soweit uns aber ein Einblick gestattet war, konnten wir die Ueberzeugung holen, daß dieser briefliche Sprach- und Sprechunterricht, wenn anders das Ende dem Anfange entspricht, ebenso durch Gründlichkeit, Ausführlichkeit und Klarheit, wie durch die Eigentümlichkeit der Methode einen solchen Reichthum von Vorzügen anzuweisen hat, um mit vollem Rechte unter den vorhandenen Büchern für den Selbstunterricht in fremden Sprachen den ersten Platz einzunehmen.

Von dem bei Otto Spamer in Leipzig erscheinenden „Buch der Reisen und Entdeckungen“ ist so eben ein neuer Band (*Africa III.*) erschienen, welcher die neuesten Entdeckungsreisen in West-Africa enthält. Es sind dabei namentlich Dr. Chailur's Reisen, Abenteuer, Handels- und Jagdzüge im äquatorialen Africa berückichtigt worden, so wie die von dem Ungarn Kadistans Magyar in Benguela und Bihé, endlich die von E. Joh. Anderfson am Okavango-Flusse unternommenen Entdeckungsreisen. Das 288 Seiten starke, mit einer Menge künstlerisch ausgeführter Holzschnitte, mehreren Tonbildern und zwei Karten ausgestattete Buch bildet eine anziehende und belehrende Lectüre für Alt und Jung und schließt sich den früher erschienenen fünf Bänden dieser Reisebibliothek würdig an.

Wir eröffnen mit der ersten Nummer des Jahrganges für 1864, welche Samstag den 9. Jänner erscheint, ein Separatabonnement auf die „Blätter aus Krain“ im Betrage von 2 fl. öst. W. ganzjährig.

Unser Bestreben geht dahin, den Inhalt so mannigfaltig zu machen, als der Raum es gestattet; an Unterhaltendem und Belehrendem, namentlich auf Krain Bezüglichem soll kein Mangel sein.

Wir beginnen mit einer Novelle

Verfälschte Lebenswege,

von J. F. Seunig, und mit einem historischen Aufsatz von P. Hisinger:

Zur Geschichte von Adelsberg und dessen Grotten.

Anderer Erzählungen, wie z. B.: „Die Hochzeit zu Maichau“, und Aufsätze, wie: „Die Diömasbrüder“ werden folgen.

Die Redaction.